

EINÜBUNG UND WEISUNG

Fülle in der Leere

Meditation zum Bild „Verheißung an Abraham“ aus der „Wiener Genesis“

Das Bild, von dessen Gestalt wir uns zur Meditation anregen lassen, stammt aus der sog. Wiener Genesis. Es handelt sich um eine spätantike illustrierte Bibelhandschrift aus der Mitte des 5. Jahrhunderts, in der das Buch Genesis auf Purpurpergament mit Gold und Silber geschrieben und mit 48 halbseitigen Bildern ausgestattet ist. Benannt ist die Handschrift nach ihrem Standort, der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien. Die Gesichtstypen, die Pflanzen- und Tierwelt weisen auf ihre Herkunft aus Syrien hin, genauer wahrscheinlich aus Antiochien. Die Verwendung von Purpurpergament spricht für die byzantische Hofkunst.¹ Die Buchkultur stand damals in syrischen Klöstern auf hoher Stufe. Die 48 Bilder wurden wahrscheinlich von drei Malern gestaltet, bevor die Schreiber den Text mit silbernen oder goldenen Unzialen eintrugen. Die Bilder stellen die Szenerie in einfacher Körpersprache der Personen, in symbolisch bestimmter Farbgebung und Raumgestaltung sowie in formelhaften Details von Landschaft und Architektur dar. Sie sind unmittelbar auf den Ausdruck der zentralen Dramatik des illustrierten Textes bezogen, die oftmals auch durch das Ineinander einer Szenenfolge verdeutlicht wird.

Die Aufteilung der Buchseite in Text und Bild und die konkrete Ikonographie wirkte im Mittelalter in einigen Handschriften fort, vornehmlich in der frühen Reichenauer Schule. Bekannt ist der Egbert-Codex von ca. 980 in der Trierer Stadtbibliothek.²

Ein Mann steht da in der Mitte der Bildseite. Um wen es sich handelt, das erfahren wir aus dem darüber befindlichen Text des Alten Testaments (Gen 15, 1–5). Der Text in goldenen Großbuchstaben stellt den Kontext des Bildes dar; er definiert das Bild und den Mann. Der Mann ist *Abraham*. Er ist aus seinem Haus herausgetreten. Das Haus ist seine Heimat – die weiße Farbe verbindet Gewand und Tür miteinander; es bildet den Rahmen seiner *Wirklichkeit*. Die Tür steht offen. Er könnte jederzeit dorthin zurück, denn er hat sich dort eingerichtet. Das Bild zeigt ihn auf der linken Seite nochmals, wie er auf einem reich ausgestatteten Bett liegt. Abraham hat sein Auskommen. Er hat Erfolg in seinem Leben; er ist reich. Ein so wertvolles Gewand und ein so prunkvoll gestaltetes Schlafgemach kann sich nicht jeder leisten. Er kann es sich wohl ergehen lassen. Er könnte jederzeit an dem festhalten, was er hat; die Tür steht ja offen. Da wäre er auch sicher: „Was ich habe, das habe ich.“ Abraham erscheint uns in der einfa-

¹ Aus gleicher Zeit und vom gleichen Ort stammen der „Codex Rossanensis“ mit Bildern aus dem Neuen Testament, der sich in der Kathedrale von Rossano befindet, und der „Codex Sinopensis“ ebenfalls mit neutestamentlichen Szenen, der in der Pariser Nationalbibliothek zu finden ist.

Vgl. Franz Unterkircher, *Die Buchmalerei*. Entwicklung – Technik – Eigenart. Wien und München 1974, 17f. 126.

² Vgl. Ernst Günther Grimme. *Die Geschichte der abendländischen Buchmalerei*. Köln 1980, 17–23.64.

chen Symbolik der linken Bildhälfte wie ein Mensch unseres Jahrzehntes, nur in die Kultur eines früheren Jahrhunderts zurückversetzt.

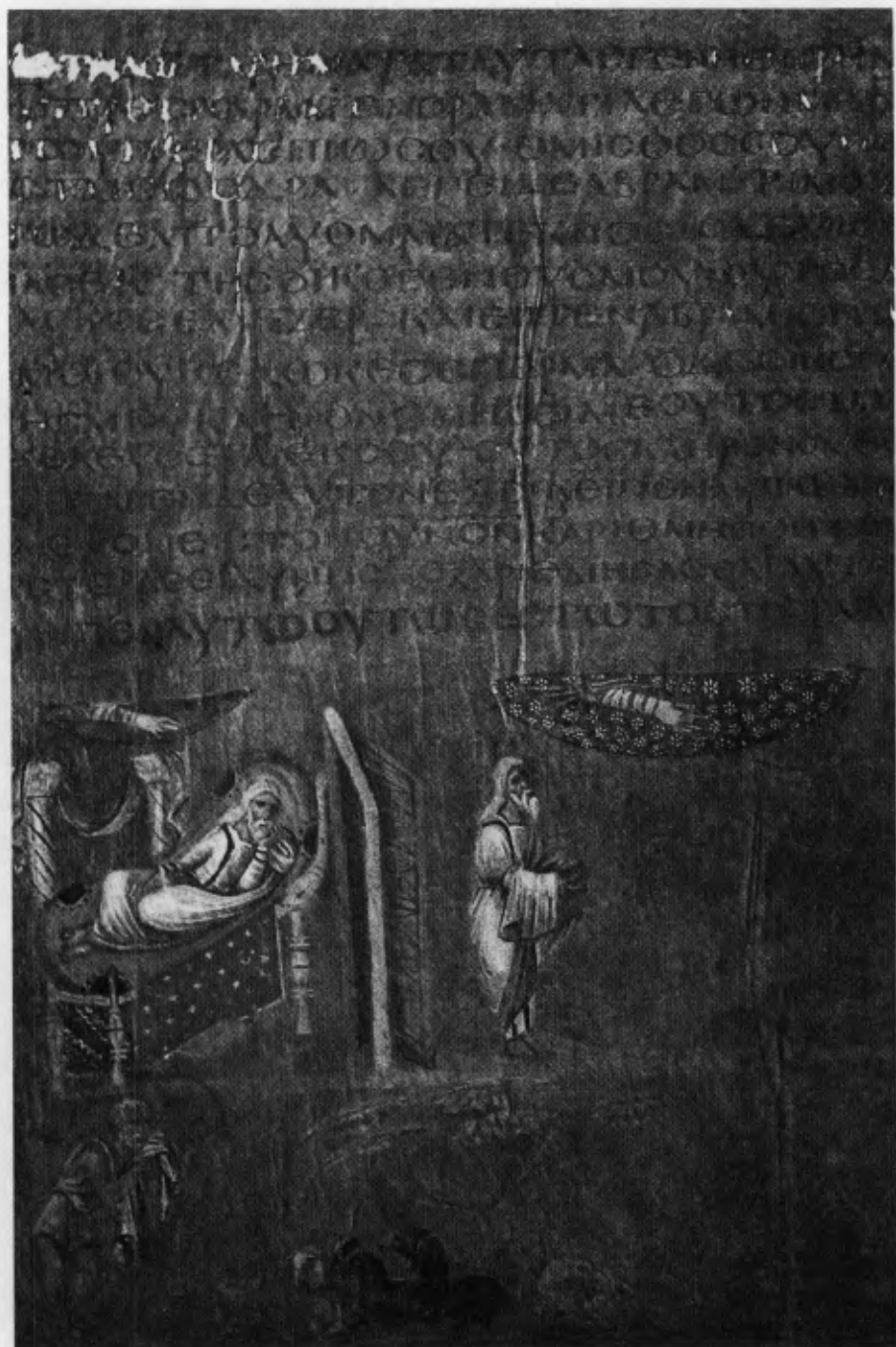
Abraham ist aus seinem Haus *herausgetreten*. Es hat ihn jemand *herausgerufen*. Über dem Bett des linken Bildteils erscheint eine Hand, die ihn durch die Tür nach draußen weist. Es ist die gleiche Hand, die nochmals auf der rechten Seite zu sehen ist, jedoch ohne die Sterne. Der *Ruf* kam in der Nacht. Das Bett und die ruhenden Schafe mit dem wachenden Hirten im unteren Bildsegment lassen auf diese Tageszeit schließen. Abraham hat den Ruf gehört, weil sein Kopf noch frei war für etwas anderes als Auskommen, Besitz, Reichtum, Ansehen. Sein Sinn und Verstand waren nicht vollständig beschlagnahmt von Geräuschen, von Gefühlen, von Ängsten um sich selbst. Wäre dies so, dann hätte er diesen Ruf nicht hören *können*. Der Ruf kam nicht aus seinem Innern, auch nicht aus dem Haus – der Ruf kam von oben, in jedem Falle aus einem Bereich außerhalb seiner Lebenswelt, ja oberhalb seiner Wirklichkeitskonstruktionen. Aber der Ruf hat ihn *in* seiner Lebenswelt getroffen, und er ruft ihn nach draußen. Abraham ist *herausgetreten*, weil er sich hat ansprechen lassen, ohne sich Voraussetzungen und Legitimation des Rufes zu erklären. Und dann hat er hinter sich gelassen, was ihm gehört, was ihm sicher ist.

Und was ist dieses Draußen? Was hat er jetzt vor sich, wohin hat er sich rufen lassen?

Abraham hat vor sich nichts als *Leere*: Rechts im Bild ist die Leere, kein Haus, kein Palast, kein Königreich, kein Paradies – nicht etwas Verlockendes, nicht die Gefahr – *nichts!* Nur der Erdboden, ein pars pro toto der physikalischen Welt, in der sich alles abspielt und in der er selbst steht. Er steht *fest* auf dem Boden; er ist nicht hochgehoben, beglückt oder begeistert. Er steht mit beiden Füßen – mit geschlossenen Füßen – auf dem Boden der Wirklichkeit. Und sein Weg aus dem Haus heraus ist nichts anderes als seine Wirklichkeit, sein Alltag. Aber vor sich die Leere!

Wer würde da nicht sofort wieder umkehren? Zumal die Tür noch offen steht? Er aber kehrt *nicht* um, sondern bleibt bei dem, was ihn herausgeholt hat. Er steht fest – den Oberkörper ein wenig nach vorne geneigt, beide Arme ausgestreckt. Er will etwas entgegennehmen. Er *kann* etwas entgegennehmen, weil er sein Herz geöffnet hat, weil er die Tür aufgemacht hat. Die geschlossene Gestalt signalisiert einen klaren Charakter dieser Person: Er nimmt nicht nur jetzt einmal etwas entgegen, er *ist* ein Empfangender. Er läßt sich auf das ein, was ihm entgegenkommt. Ist es eine Last oder ein Geschenk, was er empfangen soll? Er sieht vor sich nichts als die Leere. Was auf dem Weg sein wird, das *sieht* er nicht, das kann er nicht wissen, nicht berechnen, nicht machen. Er *empfängt* nur – er *läßt* sich etwas *geben*. Das Geschenk aber ist die *Leere*. Ein absurdes Geschenk?

Sein weißes, mit zwei dunklen Streifen verziertes Gewand hat Abraham vorne angehoben und damit seine Arme verhüllt. Den Füßen läßt er so freien Spielraum, damit sie gehen können. Wohin? Er geht aber nicht, er macht sich nicht schon wieder ans Werk, er ist kein Aktivist – es muß nicht immer etwas passieren, damit etwas passiert. Er will weder das Alte wieder herstellen noch alles umwer-



fen. Bevor er geht, steht er zuerst fest da – so hinlauschend und so hinschauend, daß er vergißt zu gehen. Im Weiß seiner Kopf- und Barthaare wird sein hohes Alter angedeutet: Er ist weise, er hat Lebenserfahrung; er weiß, was zu tun ist. Aber er geht nicht, sondern er steht da und läßt sich etwas geben; er hört aufmerksam.

Der Mann richtet seinen Blick nach oben – nicht ängstlich, nicht sehnsuchtsvoll, sondern mit weitgeöffneten Augen. Mit großem Interesse blickt er auf die ausgestreckte Hand. Von oben in die Weite des Landes hineingeschoben ist ein Ausschnitt des Himmels. Der *Himmel*, die Welt Gottes, ragt in unsere Welt hinein; es ist nicht mehr alles irdisch, erdverhaftet, menschlich – es gibt für diesen Mann auch Gott. Und es gibt Gott nicht wie eine vorübergehende Erfahrung – von dieser Begegnung mit Gott wird er ganz und gar bestimmt, sie prägt seine Haltung.

Dieser Himmel hat *zwei Merkmale*: Er kommt auf ihn zu, *es gibt sich ihm etwas zu sehen*. Der Mann wendet sich nicht einer Illusion zu, die er in seinem Herzen erfunden hat – es ist etwas, was er gar nicht erfinden *kann*. Wie sollte auch einer einen Gott erfinden, wie er hier gezeichnet ist? Das ausgespannte Tuch wird durchstoßen von der Hand Gottes. Sie ist das Symbol für das Wirken und Handeln Gottes in der Geschichte und in der Gegenwart jedes Menschen: Hier ist Gott am Werk, nicht die Menschen. Sie weist nach vorn, in den offenen Raum, in die Leere. Das ist eigenartig: Der Mann soll dorthin gehen, wo Leere ist? Einen solchen Gott erfinden sich Menschen niemals. Und Abraham ist davon gar nicht irritiert, sondern stellt sich auf einen Weg ein, wo er nichts entdecken, sehen und aktiv erfassen kann.

Und das zweite Merkmal des Himmels: Der Himmel ist nicht leer, sondern um die Hand Gottes herum übersät mit Sternen, mit der *Fülle* des Lichtes. Es ist die gleiche Hand im gleichen Himmel, die ihn aufgefordert hat, sein reiches Lager zu verlassen. Jetzt ist sie aber umgeben mit einer Fülle von Sternen. Aber diese Fülle steht in einer eigenartigen Spannung zu der Leere, in die Abraham gewiesen wird. Wie geht das zusammen?

Bisher sind wir die Oberflächenstruktur des Bildes abgeschritten. Jetzt ist es an der Zeit, der darin zum Vorschein kommenden *Tiefenstruktur* nachzugehen. Sie zeigt sich in der Dynamik, die sich abspielt in dem Dreieck: der aus dem Haus heraustretende Abraham – die Hand Gottes mit den Sternen – die Leere. Diese drei Elemente bilden ein *Spannungsgefüge*, das eine bemerkenswerte existentielle Tiefe aufschließt. Der in dieses Geschehen eingespannte ist der heraustretende Abraham. Die Enden des Spannungsbogens, die zugleich die gespannte Sehne ausmachen, sind die Hand Gottes und die Leere. In dieser Sehne liegt die Kraft, auf die es ankommt.

Die *Leere* ist das Thema des Lebens, dem Abraham gegenübersteht. Es ist ein *Thema jedes Menschen*, und es geht darum, wie wir uns zu der Leere stellen, die in uns auftritt. Die Leere ist ein entscheidendes existentielles Problem, das uns zu schaffen macht. In verschiedenen Situationen und Formen tut sie sich auf: als

Mißlingen im Beruf, wenn ich viel investiert habe und alle Pläne nicht aufgehen; als Scheitern einer zwischenmenschlichen Beziehung, auf die ich viel Engagement verwandt habe; als Fadewerden der ehelichen Gemeinschaft, auf die ich Gefühle und Gedanken konzentriert habe; als Erfahrung unabweisbarer Schuld; als Selbstzweifel, in dem mir auf einmal alles entschwindet, was mir Selbstvertrauen gegeben hat. Gibt es eine vollständigere Leere als die, in die Abraham geraten ist, als ihm befohlen wurde, seinen Sohn zu opfern?

Die Reaktion, die sich hier einstellt, nannte man in der scholastischen Naturphilosophie „*horror vacui*“. Man meinte damit die „der Natur zugeschriebene Eigenschaft, vor der Leere zurückzuschrecken“: „*natura (ab)horret vacuum*“.³ Wenn alle Dinge, die meine Existenz ausfüllen, auf einmal verschwinden, sich auflösen, ins Leere laufen, entsteht ein Sog auf das Innere, der danach drängt, den leerwerdenden Raum auszufüllen. Die drohende Leere wirft uns aus der Bahn des Gewohnten. Simone Weil drückt diesen Tatbestand so aus: „Die Leere erzeugt Angst, eine verzweifelte Auflehnung, dann Resignation als eine Folge der Erschöpfung.“⁴ Nun haben wir alle eine großartige Fähigkeit, die uns diesen Zustand zu bewältigen hilft. Die menschliche *Einbildungskraft* vermag die Leere auszufüllen und dem Ungleichgewicht, der unterbrochenen Homöostase, entgegenzuwirken. Wir gehen mit unserer ganzen Einbildungskraft daran, die klaffenden Löcher sofort zu stopfen. Und was wir uns da nicht alles einfallen lassen! Es erscheint uns lebensnotwendig, ständig die Leere zu vertreiben. Die Einbildungskraft kann in jeder Situation die *Leere ausgleichen*. Wir stürzen uns in Aktivitäten, um einem solchen Zustand möglichst zu entgehen, oder werden verbittert oder kehren das Mißlingen gegen andere, denen wir die Schuld an diesem Vorgang zuweisen. Wir greifen nach dem, was immer schon als erfolgreich gegolten hat und suchen die gleichen Lösungen für die alten Probleme – immer mehr desselben! Genau an dieser Stelle beginnt aber das wirkliche Problem. Denn wir bilden – psychotherapeutisch gesprochen – ein Symptom, das uns die Homöostase wieder herstellen soll, in Wirklichkeit aber krank macht, zunächst geistig, dann vielleicht auch körperlich. Blaise Pascal diagnostizierte das Problem so: „Wenn ich mir mitunter vornahm, die vielfältigen Aufregungen der Menschen zu betrachten ..., so fand ich, daß alles Unglück der Menschen einem entstammt, nämlich daß sie unfähig sind, in Ruhe in ihrem Zimmer zu bleiben.“⁵

Genau an dieser Stelle setzt auch das Bild an. Es führt den Betrachter in eine merkwürdige Richtung: Gottes Hand weist Abraham den Weg *in* die Leere. Gott ruft Abraham aus der Gewohnheit und Sicherheit seines Hauses, aus den Koordinaten seines Existenzraumes heraus, damit er die *Leere* wahrnehme, sie betrachte und in sie hineingehe. Abraham steht vor diesem Vakuum, das wir alle irgendwie kennen. Er könnte davor zurückschrecken (abhorrere) und in die sichere Welt zu-

³ F. Krafft, Art. *Horror vacui, fuga vacui*, in: Joachim Ritter (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 3. Darmstadt 1974, 1206–1212, hier 1206f.

⁴ *Cahiers. Aufzeichnungen*. Hrsg. von Elisabeth Edl und Wolfgang Matz, Bd. 1. München 1991, 345.

⁵ *Über die Religion und über einige andere Gegenstände (Pensées)*. Frg. 139. Hrsg. von Ewald Wasmuth. Tübingen 1948, 77.

rückgehen (regredieren); die Türe steht ja noch offen. Was täte er damit? Er würde vor der Leere fliehen, das heißt vor der eigenen Wirklichkeit, vor sich selbst. Denn immer dann, wenn unsere Wirklichkeitskonstruktionen scheitern, tut sich die Leere auf, besser gesagt: dann stehen wir direkt und nackt vor *uns selbst*. Das ertragen wir aber nicht. Unsere Einbildungskraft schaltet sich sofort ein, um die Leere auszufüllen. Simone Weil: „Zu diesem Zweck machen sie (sc. die Menschen) sich um den Preis der Lüge Götzen, die relativen Güter, die sie sich als Güter außerhalb jeder Relation denken.“⁶ Wir klammern uns an Dinge wie an Rettungsanker, um der Leere zu entgehen. Genau dabei verlieren wir aber das Wirkliche, das wir selber sind. Die Flucht aus der Leere ist „verbunden mit einem Verlust des Gefühls für das Wirkliche, halber Tod, häufig innere Lüge.“⁷ Man gelangt nicht in die Freiheit, in den Raum neuer Chancen, sondern *verstrickt* sich weiter in dem, was nur die Welt und das Innere letztlich leer macht, denn man „handelt in Abhängigkeit von dem, was man sich vorstellt“.⁸

Was bedeutet nun die Empfehlung für die Zukunft, die im Deuten der Hand Gottes wahrzunehmen ist? Es heißt: *die Leere gelten lassen*, sie in sich annehmen, betrachten, wirken lassen, sie nicht zustellen mit unseren Wünschen und Wirklichkeitskonstruktionen. Es heißt: „Beständig in sich jene Art der Einbildungskraft aussetzen, die Leere und Ungleichgewichte ausgleicht“.⁹ „Nur dies erlaubt, daß die Lüge in bestimmten Situationen nicht zu einer Lebensnotwendigkeit wird“.¹⁰ Ich komme mit mir selbst nicht weiter, wenn ich ständig die Wirklichkeit, die ich selbst bin, ausblende und Dingen nachjage, die unter dieser Voraussetzung zu Illusionen werden. Das Heil, die Fülle des Lebens gibt es nur in dem, was ich selbst bin, in der Tiefe meiner Wirklichkeit. Wenn ich die Leere annehme, öffnen sich die Quellen der Wirklichkeit, aus der ich lebe. „Die (nicht angenommene) Leere erzeugt Haß, Verbitterung, Groll, Feindseligkeit. Das Böse, das man demjenigen wünscht, den man haßt, und das man sich vorstellt, stellt das Gleichgewicht wieder her.“¹¹ Der Preis dafür ist, wie gesagt, die Lüge über sich selbst.

Daß ich die Fülle des Wirklichen nur erfahre, wenn ich die Leere gelten lasse, stellt für den Alltagsverstand allerdings eine paradoxe Dynamik dar. Aber sie ist nichts anderes als eine Gegenparadoxie zu der Paradoxie, die wir ständig selbst fabrizieren, nämlich daß wir uns selbst und unsere Freiheit suchen, indem wir uns von eingebildeten Dingen abhängig machen, während wir vor der Leere, d. h. vor uns selbst fliehen. Dennoch bleibt die Frage: Woher nehme ich die Kraft, die Leere in mir hinzunehmen, mich selbst zu ertragen? Bin ich nicht ständig dazu gezwungen, mich zumindest vor mir selber zu beweisen, daß ich etwas bin und nicht vielmehr nichts? Was bleibt mir anderes, als Leistungen zu erbringen, Kraft aufzubieten für greifbare Werke, Macht auszuüben, um mir Anerkennung zu verschaffen, damit ich nicht vom Nichts ergriffen werde? Das aber macht genau die

⁶ *Cahiers*. Bd. 1, 357.

⁷ Ebd., 345.

⁸ Ebd., 350.

⁹ Ebd., 357.

¹⁰ Ebd., 354.

¹¹ Ebd., 349.

Paradoxie aus, daß mir für Momente das Problem der Leere zu verschwinden scheint, mich solches Handeln letztlich aber wieder vor die Leere führt. Wir modernen Menschen stehen tatsächlich vor dem Scheidepunkt menschlicher Existenz: Entweder mich schaut das blanke Nichts an, wie es Jean Paul Sartre expliziert hat¹², oder wir lassen uns von dem bewegen, der uns durch das Nichts hindurch entgegenkommt und darin die Fülle der Wirklichkeit offenbart. Das ist eine wirklich existentielle Entscheidung, an der ich nicht vorbeikomme und die ich allein selber treffen muß.

In der Leere zeigt sich die Fülle. Das sagt auch unser Bild. Um die Hand Gottes, die Abraham in die Leere, ins Unbekannte weist, versammeln sich die Sterne, die Fülle des Lichtes. Der Abraham, der in die Leere hineingeht, wird gesegnet sein, und durch ihn, d. h. auf seinem Weg sollen alle Geschlechter der Erde Segen erlangen (Gen 12, 2–3). Indem er die Leere annimmt, wird er sich für alle Zukunft selber finden. Der Herr „führte ihn (Abraham) hinaus und sprach: Sieh doch zum Himmel hinauf, und zähl die Sterne, wenn du sie zählen kannst. Und er sprach zu ihm: So zahlreich werden deine Nachkommen sein“ (Gen 15, 5). Man könnte sagen: Die Fülle des Lebens gibt es nur um den Preis der Annahme der Leere. Sie ist nur möglich, wenn ich all die Güter, die mir so wichtig erscheinen, als relativ denke, ihre transitorische Gestalt wahrnehme, sie also nicht zu Götzen erhebe, denen ich mein Sinnen und Trachten unterwerfe. Simone Weil: Die Leere „lange zu betrachten und anzunehmen, bedeutet, den Weg zu öffnen für die Gnade“.¹³ Zuerst muß Leere entstehen, muß ich mich losreißen von den üblichen Wirklichkeitskonstruktionen. Für den Buddhisten ist der Durst nach Werden und nach Sinnenlust der Prozeß, der das Unheil schafft und die Wiedergeburt fortsetzt. Die Auslöschung der Begierde ist die Grundlinie des achteiligen Pfades, der zur Aufhebung des Leides führt und zum Nirvana. Indem ich leer werde, offenbart sich die Wirklichkeit, die ich bin. Sie ist die Fülle, die ich brauche und aus der die Kraft kommt. Zu dieser Dialektik von Leere und Gnade schreibt Simone Weil: „Die Gnade ist Erfüllung, aber sie findet nur dort Zutritt, wo eine Leere ist, sie zu empfangen, und es ist die Gnade selbst, die diese Leere schafft.“¹⁴

Für den Gläubigen ist es die Wirklichkeit, die in der Liebe Gottes ihren Grund hat. Denn Gott ist die Wirklichkeit schlechthin. Gott ist „der Inbegriff der positiven Realmöglichkeiten, ... die Wirklichkeitsfülle alles Möglichen“.¹⁵ Der Gottesbeweis des Anselm von Canterbury, der von dem „undenkbaren Größten“ spricht, geht nicht auf ein bloßes Gedankengebilde aus, das sich menschliche Vernunft ersinnen kann, sondern begreift den Inbegriff des Möglichen zugleich als Inbegriff aller Realität. Gott wird als der Inbegriff aller Realität vorausgesetzt. Ihm wird sich nur der nähern, der sich auf die Wirklichkeit in ihrer ganzen Breite und Tiefe gerade auch dann einläßt, wenn die ordnende Rationalität an ihr Ende

¹² *Das Sein und das Nichts*. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Hamburg 1962, 39–90.

¹³ *Cahiers* I, 358.

¹⁴ *Schwerkraft und Gnade*. München 1952, 71.

¹⁵ Eugen Biser, *Glaubensprognose*. Orientierung in postsäkularisierter Zeit. Graz 1991, 128.

gekommen ist. Die entscheidende Gottesaussage der Bibel lautet darum: „Denn bei Gott ist kein Ding unmöglich“ (Lk 1,37). Sie findet sich bereits als Frage in der Erzählung von Abrahams Begegnung mit den drei Männern bei den Eichen von Mamre: „Ist beim Herrn etwas unmöglich?“ (Gen 18,14).

Das Bild bewahrt uns vor einem Trugschluß, dem man als Gläubiger leicht unterliegt. Die Verheißung ist kein Besitz der Wahrheit und der Vollendung, der gegenüber alle Widerwärtigkeiten des Lebens sich als Schein herausstellen. In ihr liegt zwar der Grund für die Fülle des Lebens, aber sie befreit nicht von den Erfahrungen des Dunkels, die auf dem Weg der persönlichen und der allgemeinen Geschichte immer wieder auftreten, die Gefühle verwirren, vielleicht sogar bis ins Tiefste lähmen. Glauben kann man nicht an der Wirklichkeit vorbei. Das Bild verdeutlicht, daß der Glaubende vielmehr *in* der Wirklichkeit steht, zu der Erfahrungen des Scheiterns und der Leere gehören. Auch der Glaube wird zur Lüge, wenn er diese Erfahrungen überspielt oder verdrängt. Wenn Simone Weil schreibt, daß es die Gnade selbst ist, die diese Leere schafft, dann bezieht sich diese Erfahrung auch auf den *Glauben selbst*. Die Leere meint auch das Ablassen von allen Gottesbildern, die wir als religiöse Menschen ständig in unserer Einbildungskraft entwickeln. Erst wenn ich auch jeden Begriff von Gott lasse, die Leere in der von mir bewerkstelligten Gottesbeziehung akzeptiere, werde ich frei für die Fülle der Gnade. Glauben ist unausweichlich ein *Credo quia absurdum*. Er muß in die Leere der menschliche Erfahrung führen, damit sich die Fülle der Gnade selbst zur Erfahrung und zur Sprache bringen kann.¹⁶ Der Gottesglaube ist nur dann ein letzter Trick der menschlichen Vernunft, um der Leere zu entgehen, wenn ich nur die Ebenen der Vernunft, das Bewußte und das Unbewußte, als ausschließliche Wirklichkeit gelten lasse. Im Kern der biblischen Botschaft liegen andere Wege verborgen: Wo alles Sinnen und Trachten aufhört, also auch die Tricks, und der Mensch *sich der Leere stellt*, dann tritt ihm Gott entgegen als die Fülle der Wirklichkeit. Im Betrachten der Leere gibt es einen Umschlag¹⁷, eine Metamorphose, in der die Fülle des Lebens, die wir Gott nennen, aufblitzt wie ein Licht im Dunkeln. Indem ich frei werde für die Wirklichkeit, die ich zuinnerst, zuerst und zuletzt bin, werde ich offen für den Gott, in dem meine Wirklichkeit, ich selbst meinen Grund habe.

Das Aushalten der Leere macht die befreiende Kraft des Glaubens aus, die in der rational unlösbaren Paradoxie liegt, daß man sich an Gott als den Schöpfer der Welt hält, der in ihr aber nicht sichtbar und greifbar ist. Zugleich erweitert gerade dieser Glaube die Möglichkeiten des Menschen, indem er sich an die Wirklichkeit hält, die eigenen Konstruktionen aber zugleich aufzugeben vermag.

Rudi Ott, Mainz

¹⁶ In ähnliche Richtung geht die Mystik des Meister Eckhart; vgl. Werner Simon, *Meister Eckhart – Mystik und Denken*, in: *Theologisch-Praktische Quartalsschrift*. 138 (1990) 144–156. Meister Eckhart, *Alles lassen – eins werden*. Mystische Texte – Reden der Unterscheidung und Predigten. Hrsg., übersetzt und kommentiert von Günter Stachel. München 1992.

¹⁷ Johann Baptist Metz definiert (wohl im Anschluß an Walter Benjamin) Religion als „Unterbrechung“ (*Glaube in Geschichte und Gesellschaft*. Mainz 1977, 150).